

Der Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nº 8. 1896.

Böse Bungen.

Roman von Heinrich Vogel.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Sie antworten nicht auf meine Frage, lieber Freund,“ sagte Hechler. „Uebrigens habe ich Ihnen wahrscheinlich durch meinen Bericht in meiner Zeitung einen Dienst erwiesen. Denken Sie an Hellmer's Braut, vielleicht nicht mehr lange, und der Weg steht Ihnen wieder offen.“

In Mautner's Augen leuchtete ein Strahl des Hasses und der Rachsucht auf. Ha! wenn das möglich wäre! Um diesen Preis könnte er selbst ein Verbrechen begehen! Dann zuckte er wieder zusammen; sein Zustand wurde augenscheinlich sehr peinlich, der helle Schweiß trat ihm auf die Stirne.

„Wäre es nicht gut, wenn Sie den Doktor holen ließen?“ fragte Hechler nun in theilnahmvollem Tone. „Es scheint Ihnen schlechter zu werden.“

„Wenn ich nur Ruhe hätte!“ ächzte der Gequälte.

„Das heißt auf Deutsch: ‚Geh' zum Henker!‘ Ich verstehe. Nur Eines noch möchte ich fragen. Sie haben sich doch nicht bei Mautner das Geld für den letzten Spielabend ausgeliehen? Das wäre jetzt sehr unangenehm für Sie.“

Trotz seiner Schmerzen sprang nun Mautner auf und fuhr auf den Redakteur los, als wollte er ihn bei der Gurgel fassen: „Wer sagt das?“

Hechler wich einen Schritt zurück. „Jetzt könnte ich mit Recht fragen: Sind Sie närrisch?“ sagte er dann erstaunt und erzürnt. „Was springen Sie auf mich wie ein wüthender Kettenhund? Man sprach eben davon! Es ist mir ja nur lieb, wenn es nicht so ist. Ich war nur Ihre wegen besorgt, wegen der Unannehmlichkeit, die für Sie daraus hätte erwachsen können: Laufereien zum Gericht und dergleichen. Aber woher hatten Sie denn die große Summe, die Sie wieder verloren haben? Sie belohnen meine Freundschaft schlecht. Es wäre doch wohl in der Ordnung gewesen, daß Sie zuerst mir mein Geld wieder zurückgezahlt hätten. Ich gebrauche es dringend und werde durch meine Gutmüthigkeit noch selbst in Verlegenheit kommen.“

„Verwünscht!“ schrie Mautner. „Gibt es denn keine andere Zeit, Ihre Forderung an mich zu besprechen, als gerade heute! Sie werden Ihr Geld schon bekommen! Es hatte ja keine Eile damit, wie Sie selbst sagten. — Ach,“ stöhnte er, „es ist unerträglich!“

„Ja so, ich hatte Ihre Migräne vergessen,“

entgegnete Hechler spöttisch. „Legen Sie sich ruhig wieder nieder. Sie sind wahrhaftig zu aufgeregt. Das schadet Ihrem Zustand. Ich werde die Vorhänge schließen. Die Dunkelheit wird Ihnen wohlthun.“

Mit diesen Worten trat Hechler an das Fenster, um das Werk der Barmherzigkeit aus-

zuführen. Er warf einen Blick in den Garten, dann machte er eine Bewegung der Ueber-raschung.

„Was gibt's?“ fragte Mautner.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Redakteur, „aber wenn ich nicht irre, so steht unten auf dem Mautner'schen Hofraum der Herr, welcher gestern Abend im ‚Hirsch‘ abgestiegen ist. Der Freund des Staatsanwalts Deterinak. Ja, er ist's! Jetzt kommt er näher. Er betrachtet aufmerksam den Zaun Ihres Gartens. Da sieht er mich nun und grüßt herauf. Guten Tag, Herr ... wie heißt er gleich, Emil?“

Mautner's Zustand hatte sich sichtlich verschlimmert. Er lag farblos und gebrochen auf dem Sopha, die Hand auf das Herz gedrückt. Der Schweiß stand in hellen Perlen auf seiner Stirn, während ein Schütteln wie von innerer Kälte seine Glieder durchbebt.

Als Hechler auf seine Frage nach dem Namen des Fremden keine Antwort erhielt, wandte er sich wieder an sein Opfer.

Er erschrak, da er dessen Schwäche bemerkte. Sich erinnernd, daß er die Vorhänge hatte niederlassen wollen, trat er wieder an das Fenster.

Da sah er noch, wie der Unbekannte neugierig über den Zaun blickte, als wolle er Einblick in den Mautner'schen Garten nehmen.

„Der Herr scheint sich für Ihren Garten sehr zu interessieren,“ sagte er. „Was er nur will?“

Übermals erhielt er keine Antwort von seinem Freunde, der regungslos mit geschlossenen Augen dalag. Endlich schien es Hechler doch für nothwendig zu erachten, dem Kranken seine Aufmerksamkeit zu widmen und die Vorhänge wurden geschlossen.

Es schien, als wenn die Dunkelheit allein schon eine heilsame Wirkung auf den Patienten ausübte. Der Anfall, der Mautner ergriffen, ließ nach, und einige Minuten später öffnete dieser die Augen.

„Gehen Sie jetzt, Hechler,“ sagte er mit matter Stimme. „Lassen Sie mich allein. Ich muß unbedingt Ruhe haben; mir ist zu schlecht. Wir können doch nicht miteinander reden. Ich bin keines vernünftigen Gedankens fähig. Seien Sie nicht böse, Hechler, daß ich Sie fortschicke. Morgen besuche ich Sie in Ihrem Bureau und stehe auf Alles Rede und Antwort.“

„Also leben Sie wohl, Emil, schlafen Sie sich aus. Es ist unter solchen Umständen das Beste, was Sie thun können. Gute Besserung! Morgen ist hoffentlich Alles wieder in Ordnung.“



Paul Krüger,
 Präsident der Transvaalrepublik. (S. 59)

Damit reichte der theilnahmevolle Freund dem Kranken die Hand, ergriff seinen Hut, den er sorgfältig glättete, und verließ, nachdem er noch einen Blick in den Spiegel geworfen hatte, endlich das Zimmer.

Mautner ballte die Faust, als sich die Thür hinter seinem Besuch geschlossen hatte.

„Verdammt Schleicher!“ rief er grimmig. „Hätte ich mich nur nicht in Deine Hände gegeben. Er kennt seine Macht und fängt bereits an, sie zu gebrauchen! Aber wie kann ich jetzt von ihm loskommen? Es ist schrecklich! Ich bin in einer Stimmung, daß ich mich erschließen könnte. Ich möchte es beinahe thun, nur um dem elenden Kerl einen Pöffen zu spielen. Haha!“ lachte er mit unangenehmem Tone. „Sein Gesicht möchte ich da sehen.“

Er war wieder aufgestanden und schritt im Zimmer auf und ab. Jedesmal, wenn er zum Fenster kam, hob er die Hand, um den Vorhang zurückzuschlagen — ohne es indeß zu thun. Schon zum dritten Male hatte er die Hand sinken lassen. Endlich riß er mit nervöser Hast an der Schnur und zog den Vorhang zurück. Was mußte der Fremde sich denken, daß Hechler — den er bestimmt erkannt, da er ihn begrüßt hatte — ihm gleichsam vor der Nase die Fenster verhüllte? Das durfte nicht sein!

Mautner blickte hinab, schen, fast furchtsam, als wenn er irgend etwas Schreckenerregendes wahrnehmen mußte. Aber Alles war wie gewöhnlich. Der Fremde stand gerade im Begriffe, wieder in's Haus zu treten. Schon auf der Thürschwelle wandte er sich um und warf nochmals einen Blick über den Hof und dann bis zu ihm.

Als er Mautner erblickte, nahm er höflich seinen Hut ab, mit der linken Hand eine begrüßende Bewegung machend.

Der Dandy wäre fast zurückgewichen, nur mit Mühe zwang er sich, ruhig den Gruß zu erwidern. Er hatte das Gefühl, daß ihm Jener am Gesicht seinen angegriffenen Zustand ablesen mußte. Das war ihm unangenehm. Deshalb nahm er eine möglichst gleichgültige Haltung an und lehnte sich zum Fenster hinaus, ebenfalls einen Blick in den Garten werfend.

Augenscheinlich hatte der Fremde jene unwillkürliche Bewegung bemerkt. Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein breites, behäbiges Gesicht, wie er sich nun umdrehte und im Ruttner'schen Hause verschwand.

„Was er nur dort suchen mag? Vielleicht beabsichtigt er, sich in Burghelm ansässig zu machen und will das Haus zu diesem Zwecke erwerben. Das ist immerhin denkbar.“

Mautner athmete bei diesem Gedanken fast erleichtert auf. Schon die Möglichkeit dieser Lösung schien ihn zu beruhigen.

„Wer der Fremde wohl ist?“ dachte er dann weiter. „Ein Studienfreund Deterina's, hat es geheißen.“

Bei der Erinnerung an den Staatsanwalt stieg ihm das Blut in das bleiche Gesicht. Ihm fielen die Worte des Redakteurs ein, es gehe die Rede, Mautner habe an jenem Abend von dem Erschlagenen Geld geliehen. Daß er den verwünschten Gedanken nicht los werden konnte. Immer wieder mußte ihm diese Geschichte einfallen!

Erregt stampfte er mit dem Fuße: „Ich will nichts mehr davon wissen!“ Er machte mit dem Kopfe eine Bewegung, als wollte er die Erinnerung daran von sich werfen.

Da wurde leise an die Thür geklopft.

Sein nervöser Zustand befahl ihm wieder. Schwer stützte er sich auf den Tisch. Dann rief er zögernd, fast ängstlich: „Herein!“

Der Bureaudienner des Geschäftes steckte vorsichtig den Kopf durch die Thüre.

„Was wollen Sie, Witthöfer?“ fuhr er den Mann barsch an. „Was gibt's? Sie

wissen doch, daß ich unwohl bin! Weshalb stören Sie mich?“

„Ich wollte Ihnen nur sagen, junger Herr, daß Joeben der Maler verhaftet worden ist. Der Diener vom Herrn Amtsrichter hat es mir auf der Post erzählt. Der Herr Staatsanwalt hatte ihn vorladen lassen, und als Herr Hellmer kam, haben sie eine Weile hin und her geredet, allerlei gefragt und wissen wollen, und dann haben sie ihm gesagt, das Gericht müsse ihn verhaften.“

Mautner athmete tief auf. „Es ist gut, Witthöfer,“ sagte er dann, dem Diener ein Geldstück in die Hand drückend. „Ich danke Ihnen, und da, nehmen Sie. — Geschicht Dir recht,“ murmelte er, als der Diener sich wieder entfernt hatte. „Eingebildeter Affe!“ — Ein teuflischer Zug lagerte sich um seine Lippen. „Jetzt wird's mit der Heirath wohl aus sein. Sie kann doch keinen Mörder nehmen. Hu, wie das Wort häßlich klingt!“ Ein Schauer durchrieselte seine Glieder. Ihn fröstelte. „Und Anna — was wird mit ihr werden, wenn Hellmer —“

Mautner mochte den Gedanken nicht zu Ende denken. „Einerlei!“ rief er dann plötzlich, „ich kann und will mich rächen! Eine bessere Gelegenheit zu finden, ist nicht möglich! Wer vermag zu beweisen, daß es nicht so geschehen ist, wie Hechler, der alte Schleicher, in seinem elenden Blatte fabulirt? Ich will Hellmer damals gesehen haben — also habe ich ihn gesehen, und wenn ich die Geschichte beschwören muß, was liegt daran? Daran stirbt man nicht! ... Schöne Anna, vielleicht bin ich Dir später gut genug.“

Er lachte gellend auf.

„Ja, so soll es kommen. Ich will Dich vernichten, süßer Maler. Ich — der fade Dandy, wie Du mich nennst. Nur keine Schwäche jetzt! Es gilt eine Rache, wie sie höllischer nicht zu denken ist, und einen hohen Siegespreis obendrein. Alles Uebrige ist dagegen nichts. Sentimentale Erwägungen sind nicht mehr am Plage. Es ist der Kampf um's Dasein. Wir spielen um den höchsten Einsatz. Du oder ich! Und ich habe Trumpf!“

Jetzt wurde ihm wieder wohler. Die frühere Schwäche verschwand sichtlich. Seine bleichen Wangen rötheten sich und verliehen dem abgespannten Gesichte eine trügerische Frische. Nur das Feuer, das in seinen Augen glühte, und das unheimliche Flackern seines unstäten Blickes zeugten von der tiefen Erregung, die ihn ergriffen hatte.

Aber er hatte das Gleichgewicht seines Geistes wieder erlangt. Der Weg, den er wandeln mußte, lag klar und offen vor seinen Augen. Ein schönes Ziel winkte verführerisch, ein holder Lohn lachte ihm, die wenigen Bedenken zerstäubend, deren das von Haß und Bosheit erstickte Gewissen noch fähig war.

Schnell trat er an seinen Waschtisch, seine brennende Stirn abzufühlen. Mit noch größerer Sorgfalt als gewöhnlich ordnete er sein Haar und besorgte seinen Anzug. Seinem Spiegelbilde, das ihn mit forschenden Augen zu mustern schien, machte er eine grüßende Verbeugung, während ein höhnisches Lächeln seine zusammengepreßten Lippen umspielte.

Mautner war von seinem Aussehen befriedigt. Nun ergriff er den schmalrandigen Hut, nahm den zierlichen Spazierstock mit dem massiven Silbergriffe und verließ, den Dampf einer Cigarette in die Luft blasend, das Zimmer.

9.

Die bis zum Mittage in ganz Burghelm bekannt gewordene Verhaftung des Malers hatte die Gemüther der sonst so ruhigen Bewohner des freundlichen Städtchens heftig erregt. Deshalb glaubte der Bürgermeister, es sei rathsam,

die Beerdigung des Erschlagenen im Stillen und Geheimen stattfinden lassen zu sollen, sowohl um den in Aussicht gestellten Zusammenlauf aller Müßiggänger und des arbeitsscheuen Gefindels zu verhüten, als auch um alle Ausbrüche von Erbitterung zu ersticken, welche zwischen den in zwei Lager getheilten Bürgern sonst kaum zu vermeiden waren.

Die Verhaftung Hellmer's hatte diesen Zwiespalt deutlich hervortreten lassen. Sie war übrigens ohne alles Aufsehen und ohne jede unnötige Demüthigung des Malers in's Werk gesetzt worden.

Als Hellmer gegen elf Uhr Vormittags die Kaserne mit der Absicht verlassen hatte, auf dem Gerichte persönlich die Einleitung einer Untersuchung mit Rücksicht auf die umlaufenden Gerüchte zu bewirken, war er in der Kirchengasse dem Detektiv begegnet, der mit dem gewöhnlichen Ausdruck innerer Fröhlichkeit auf dem Gesichte langsamen Schrittes dahervanderte.

Mit einem Blicke innigen Wohlwollens reichte Euler seinem Reifgenossen die Hand.

„Ich war gerade auf dem Wege zu Ihnen,“ sagte er zu ihm.

„Dann kommen Sie nur mit mir, ich gehe jetzt nach Hause. Wir haben nur noch wenige Schritte bis zur Wasserstraße. Uebrigens gibt es in Burghelm für einen Residenzler überhaupt keine Entfernungen.“

„Ist auch wohlthuend. Möchte bisweilen lieber in einem Landstädtchen vergraben sein, wo man nichts sieht und hört von dem Getriebe der Welt. Der Lärm der Großstadt ruiniert die Nerven. Allerdings gibt es in Ihrem Nest hier augenblicklich ziemlich viel Aufregung,“ fügte er hinzu, den Maler von der Seite mit seinem etwas verdeckten Blicke ansehend.

Hellmer seufzte.

„Leider Gottes bin ich am meisten dabei betroffen. Sicherlich haben Sie meinen Namen seit gestern Abend oft genug nennen hören. — Aber da fällt mir ein, Sie sind ja ein Freund des Staatsanwaltes Deterina's, den Sie hier besuchten. Da ist Ihnen natürlich Alles bekannt. Sehen Sie,“ sagte er, auf eine eifrig die Köpfe zusammenstreckende Gruppe von Weibern deutend, „ich will nicht gesund neben Ihnen gehen, wenn man sich dort nicht mit mir beschäftigt. Ich möchte Ihnen fast raten, mich zu verlassen, damit Sie nicht auch in's Gerede kommen.“

„Genirt mich nicht,“ versetzte Euler. „Aber sagen Sie einmal, wollen Sie denn gar nichts thun, damit das Geschwätz aufhört? Sie müssen unbedingt versuchen, sobald als möglich die Sache aufzuklären. Haben Sie auf Niemand irgend welchen Verdacht?“ fragte der Fremde plötzlich.

„Was den Mord betrifft — nein! Ich verkehrte nur wenig mit dem Onkel. Seit meiner Verlobung, die seine Billigung nicht gefunden, weil meine Braut kein Vermögen besitzt, war unser gegenseitiges Verhältniß ein sehr getrübbtes. Bei meinem letzten Besuche hat er wieder über die Bettelfamilie geschimpft, in die ich hineinheirathen wollte. Mich selbst nannte er einen Tagedieb und Faulenzer. Wenn ich noch Zimmermaler oder Anstreicher wäre, meinte er. Das wäre wenigstens ein ehrliches Gewerbe! ... Was soll ich Ihnen noch erzählen? Kurz, wir sind in Groll auseinander gegangen. Da ist mir der Mautner noch lieber!“ schrie er unter Anderem, „der hat bei seinem Spielen noch die Möglichkeit, zu gewinnen. Deine Kleckerei aber kostet Zeit und Geld, ohne Dir jemals einen Kreuzer einzubringen. Daß ein verrückter Graf Dir einmal ein paar hundert Gulden hinwirft für ein Bild — das will nichts heißen. Das ist ein noch größerer Zufall, als beim Spiele ein Gewinn.“ Ich sollte meine Verlobung auflösen, die Tochter eines

ihm befreundeten Geschäftsmannes heirathen, die alt, häßlich, aber sehr reich ist. Ginge ich auf seinen Vorschlag aber nicht ein, so würde er dafür sorgen, daß ich von ihm nichts zu hoffen hätte. Für Tageeliebe und Bettler wollte er sich zeitlebens nicht gequält haben."

"Und da haben Sie den Alten im ersten Zorn erschlagen?" fragte der Detektiv blinzeln.

Diese Frage wurde so unvermittelt, so unerwartet gestellt, daß der Künstler im ersten Moment ganz verdutzt wurde. Dann wollte er auffahren. Aber der Fremde sagte lächelnd: "Nuhig, Verehrtester, lassen Sie mich ausreden; da haben Sie den Alten dann erschlagen, erzählen sich jetzt die Leute."

"Ja, und Viele sollen auch fest daran glauben, hat man mir gesagt. Doch da sind wir bei meiner Wohnung angelangt. Bitte, die Treppe hinauf, gleich rechts! Warten Sie; ich werde vorausgehen."

Er sprang leichtfüßig an Euler vorbei über die Stufen hinauf. Dann zog er aus der Tasche den Schlüssel und öffnete die Thür.

"So, wenn ich bitten darf. Treten Sie ein unter mein armes Dach."

Sie betreten ein geräumiges, helles Zimmer, an dessen einem Fenster eine große Staffelei mit einem angefangenen Gemälde aufgestellt war. Die Landschaft, welche es dereinst darstellen sollte, war erst untermauert, und die grell nebeneinander stehenden Farbentöne waren nicht viel mehr als eine Anzahl leuchtender Flecke, deren spätere Bestimmung und Bedeutung sich vorläufig mehr ahnen, als erkennen ließ.

Die Wände des Ateliers waren mit Studien und Skizzen bedeckt, dazwischen hingen farbige Stoffe, einige Gypsabgüsse und allerlei Krimstrümpfe, wie es Zufall und Laune gebracht und befestigt hatte. Einige alte Möbel in edlem Barockstil bildeten die Ausstattung des lichten Raumes, welcher, so wenig verschwenderisch er auch ausgestattet war, doch in seiner bewußten Unordnung und dem scheinbaren Durcheinander den wohlthuenden Eindruck machte, den das Heim eines Künstlers in einem empfänglichen Gemüthe hervorzubringen pflegt.

Und Euler hatte ein empfängliches Gemüth. "Bravo, bravo!" rief er, sich im Atelier umsehend. "Sehr nett, sehr gemüthlich!"

"Ich darf Ihnen doch ein Glas Wein anbieten, Herr Euler?"

"Ja, eines nehme ich gerne an, aber nicht mehr. Habe noch allerlei zu besorgen und muß freien Kopf behalten."

Der Maler schlug an ein Tamtam, das neben dem mit Teppichen belegten Gestell hing, welches als Ruhebett und Ehrensiß diente, und wo jetzt der Gast sich niedergelassen hatte.

Euler fuhr zusammen. "Teufel," sagte er, "gerade wie in der 'Ahnfrau', wenn es zwölf Uhr schlägt und das Verhängniß sich nähert."

Jetzt erschien in der Thür eine kurze, runde Frau mit rothem Gesicht.

"Herr Hellmer," sagte sie lebhaft, "gut, daß Sie wieder da sind, ich habe Sie gar nicht kommen gehört! Soeben wurden Sie vom Gerichtsdienner gesucht. Das hat er abgegeben."

Dabei reichte die Frau dem Maler ein Papier von ersichtlich amtlichem Außern.

"Mein Gott!" jammerte sie, "es ist schrecklich!"

Euler schenkte der Frau anscheinend keine Beachtung, obschon er bald diese, bald den Maler unter den fast geschlossenen Lidern her unausgesetzt scharf beobachtete.

"Zammern Sie nicht, Frau Brüning," sagte der Maler zu seiner Hauswirthin. "Was ist denn gar so Schreckliches daran? Eine einfache Vorladung. Bringen Sie uns lieber etwas zu trinken."

Er gab der Frau einen Auftrag.

"Was die Weiber für ein feiges Geschlecht

sind! Dies harmlose Schriftstück versetzt meine sonst so thatkräftige Wirthin schon in Furcht und Zittern."

"Die würdige Dame steht eben unter dem Eindrucke des Stadtgesprächs," meinte sein Gast. "Das Papier erschreckt sie nicht, aber das, was möglicherweise folgen kann, wie sie denkt. Lassen Sie einmal sehen."

Er ergriff das Papier, welches ihm Hellmer reichte, und las: "Sie werden hierdurch aufgefordert, sich behufs Ertheilung einer Auskunft sofort nach Erhalt dieser Vorladung im k. k. Gerichtsgebäude, Parterre, Zimmer Nr. 3, einzufinden."

Frau Brüning trat jetzt wieder in das Atelier, auf einer Tablette von japanischer Lackarbeit eine alte geschliffene Kanne, in welcher goldiger Wein funkelte, und zwei dunkelgrüne Römer von ansehnlicher Größe tragend. Sie stellte das Trinkgeräth auf den Tisch, wobei sie auf ihren Miethsherrn einen besorgten Blick warf.

Hellmer beachtete indeß die Frau nicht. Er warf nur einen prüfenden Blick auf die Weinkanne, dann goß er die Gläser voll.

"So, nun stoßen Sie mit mir an! Auf Ihre Gesundheit, Herr Euler!"

"Auf daß sich bald Alles zum Guten wende," erwiderte der Gast.

"Sie scheinen auch schon etwas angestekt zu sein von der allgemeinen Stimmung. Was das Geschwätz böser Zungen betrifft, so werde ich den Urheber schon ermitteln und den Buben nach Gebühr züchtigen. Und schließlich hindert mich ja nichts mehr, Burgheim gänzlich den Rücken zu kehren. Der Tod des Dinkels hat mich zum wohlhabenden Manne gemacht."

"Wenn Sie aber doch daran gehindert würden," meinte Euler.

"Wer könnte mich abhalten?"

"Nun, ich dachte an die Vorladung."

Hellmer sprang auf. "Herr!" rief er erregt, "Sie sind mein Gast, aber die Möglichkeit, die Sie andeuten, ist beleidigend."

"Bin nicht nur Ihr Gast; bin auch noch etwas Anderes."

"Und was, wenn ich bitten darf?" fragte der Maler, vor Aerger erröthend. "Ich begreife nicht, wie Sie mich aussuchen konnten, wenn Sie solche Gedanken hegen."

(Fortsetzung folgt.)

Paul Krüger, Präsident der Transvaalrepublik.

(Mit Porträt auf Seite 57.)

Der infolge der jüngsten überraschenden Ereignisse in Südafrika so viel genannte Präsident der Südafrikanischen oder Transvaalrepublik, Paul Krüger (siehe das Porträt auf S. 57), ist am 10. Oktober 1825 zu Rustenburg geboren. Er hat nur eine mangelhafte Schulbildung genossen, dafür aber um so besser mit Gewehr und Säbel umgehen gelernt. Von Jugend auf nahm er an den Kämpfen Theil, welche die Boeren gegen verschiedene Negerstämme zu führen hatten, und errang sich mit der Zeit eine leitende Stellung unter seinem Volke. Er wurde zum Kommandantgeneral und 1872 zum Mitgliede des Vollziehenden Rathes ernannt. 1883 wurde Krüger das erste Mal zum Präsidenten gewählt; 1884 unterzeichnete er in London die Uebereinkunft mit der englischen Regierung, welche die Souveränität Englands über Transvaal aufhob, und machte dann mit seinen Begleitern einen Besuch am deutschen Hofe. Bei seiner dritten Wahl im Jahre 1893 hatten sich die Stimmen für ihn noch gemehrt; seine Funktionen erlöschten erst 1898.

Der Floragarten in Charlottenburg.

(Mit Bild auf Seite 60.)

In dem ehemaligen Eckardstein'schen Park zu Charlottenburg befindet sich das Gartenetablissement der Aktiengesellschaft "Flora", dessen Baulichkeiten Baumeister Hubert Stier entworfen und ausgeführt

hat. Skizze 1 des Bildes auf S. 60 stellt die Anlagen in der Nähe des Eingangs dar, während wir auf Skizze 4 außer den prächtigen Gartenanlagen des Vordergrundes hinten das Hauptgebäude, den Saalbau — mit großem Konzertsaal, Speise- und Gesellschaftsälen, Garderoben u. s. w. — erblicken. Wunder schön ist der Ausblick von der Terrasse auf den Rasen mit den geschmackvoll arrangierten Beeten der Teppichgärtnerei und der Menge immergrüner Gewächse und Schmuckpflanzen. Die auf der Skizze veranschaulichte Gartenfassade des Hauptbaues ist gefällig und heiter; das Gebäude hat aber noch eine besondere Fassade auf der Wasserseite an der Spree. Großartig ist das aus Glas und Eisen konstruirte Palmenhaus, von dessen Innerem Skizze 3 eine Gesamtansicht vorführt. Bei Festlichkeiten wird es elektrisch beleuchtet (Skizze 2) und gewährt dann mit seinen exotischen Gewächsen einen besonders entzückenden Anblick.

Ein Reise-Intermezzo vor zweihundert Jahren.

(Mit Bild auf Seite 61.)

Recht anschaulich vergegenwärtigt uns das Gemälde von H. Wislicenus, das unser Holzschnitt auf S. 61 wiedergibt, eine der Widerwärtigkeiten, ohne welche eine Reise vor zweihundert Jahren nur selten verlief. Die Familie, die wir auf der winterlichen Landstraße in Wind und Wetter warten sehen, bis ihre Kutsche wieder flott gemacht ist, hat ihre Reise wohl kaum zum Vergnügen unternommen; sicherlich hat sie irgend ein besonderer Anlaß dazu gezwungen.

Die junge Frau mit ihrer Mutter und ihren zwei Kindern hat den Wagen bestiegen, der sie nach der fernen Stadt in verschiedenen Tagesreisen bringen soll, während ihr Mann sie zu Pferde begleitet, dem Brauche gemäß noch ein Handpferd mit sich führend, das nöthigenfalls zum Ersatz für das gerittene dienen kann. An einer morastigen Stelle des Weges sind nun die Räder der schweren Kutsche bis zur Achse eingesenken, alle Inassen haben aussteigen müssen, und selbst dann gelingt es den vereinten Anstrengungen der Kutscher, Diener und Gäule kaum, den Rädern wieder festeren Grund und Boden zu verschaffen.

Der Vatermörder.

Erzählung von Max Vogt.

(Nachdruck verboten.)

Auf einem bemoosten Steine im Eichenwalde saß der alte serbische Hirt Petroni und neben ihm stand sein sechzehnjähriger Sohn Georg. Tag und Nacht hatten sie auf der Flucht vor den Türken auf wilden Gebirgswegen sich glücklich bis hierher gerettet. Die Novembersonne neigte sich; vom Rande des Waldes, wo die Weiden sich befanden, sahen sie vor sich den breiten Savefluß und jenseits desselben die kahlen Felder des österreichischen Banats.

"Da ist die Grenze," sagte Georg, trotz seiner Jugend ein Mensch von riesigem Wuchs und herkulischer Kraft. Sein Kopf bedeckte dichtes, starres, schwarzes Haar, die dunklen Augen waren voll unheimlich blickenden Feuers. Wie sein Vater trug er um die Schultern einen braunen groben Wollenmantel, im Gurt Messer und Pistole.

"Ja," antwortete ihm sein Vater, erschöpft von dem langen Marsche. "Sie ist es. Weiter gehe ich nicht."

"Du mußt!" rief Georg in befehlendem Tone und stampfte zornig mit dem Fuße auf den Erdboden.

"Nein, nein, mein Sohn. Ich bleibe hier."

"Bei der Sonne, bei der Erde, Vater, es darf nicht sein! Fürchtest Du die Türken nicht? Weißt Du es nicht, haßt Du es nicht mit eigenen Augen gesehen, daß die Janitscharen morden, brennen und plündern im Lande? Auch unser Haus in der Schlucht bei Topola wird nun dem Erdboden gleich sein."

Petroni neigte sein graues Haupt. "Sei es. Aber das Land meiner Väter will ich nicht verlassen!"



Der Floragarten in Charlottenburg. (S. 59)

1. Am Eingang. 2. Inneres des Palmenhauses bei elektrischer Beleuchtung. 3. Gesamtansicht des Inneren. 4. Der Saalbau und die Gartenanlagen.



Ein Reise-Intermezzo vor zweihundert Jahren. Nach einem Gemälde von H. Wislicenus. (S. 59)

Jorniger fuhr ihn sein Sohn an: „In diesem Lande bist Du ein Wild, das der Türke jagt, wie er will. Er fängt Dich und er martert Dich, er hängt Dich an einem Pfosten seines Hofthors auf, oder er haut Dir den Kopf ab. Willst Du das?“

„Ich bleibe, Georg, geh' Du!“ entgegnete der Hirt mit Entschiedenheit. „Ich habe nichts verbrochen. Der Pascha wird mir Gnade erweisen. Ich bleibe hier, geh' Du nach Desterreich hinüber, um Dich vor den Verfolgern zu retten.“

„Höre auf, Vater, mit so frevelnder Rede! Um Gnade willst Du den Pascha bitten? So Dich, so mich schänden? Der Tag der Rache wird kommen! Alle Serben werden aufstehen und die Türken niederhauen. Und Petroni soll nicht in Scham und Schmach als der Sklave dastehen, wenn die Sonne der Freiheit auf Serbien scheint.“

„Mag es sein, wie Du sagst, mein Sohn,“ erwiderte Petroni in seiner ergebungsvollen Verzagtheit. „Ich erlebe es nicht mehr und will sterben in meinem Heimathlande.“

„Das sollst Du wahrlich!“ tönte es aus dem Munde des Sohnes. „Aber besser, ich tödte Dich, als daß die Türken Dich schänden.“

Er hatte unter diesen wilden Worten seine Pistole herausgerissen. Ein Knacken — und er feuerte sie auf seinen Vater ab. Mit einem Aufschrei schnellte Petroni empor von seinem Sitz, um sogleich zusammenzubrechen.

Auf die Kniee fiel Georg am Haupte des Gemordeten nieder und betrachtete das Todesgesicht in dessen Gesicht.

„Verzeih!“ stieß er hervor. „Verzeih, Vater! Ich gab Dir den Tod, damit Du in serbischer Erde begraben werdest, ohne Schmach, ohne Demüthigung vor den Türken! Besser Du fielest durch des eigenen Sohnes Hand, als daß Du ein Spott der verhassten Feinde würdest!“

Er erhob sich, warf noch einen Blick auf den Todten und floh dann über die österreichische Grenze.

Jahre waren seit diesem schrecklichen Ereigniß verfloßen. In Serbien wüthete ein grausamer Krieg zwischen den Türken und dem aufgestandenen Volke.

Es war im Maimonat 1804. Im jungen Laube prangte der uralte Eschenwald an dem tosenden Brijalabach, nahe bei der Stadt Kragujevaz in der Schumadia, dem gebirgigen Bezirk in der Mitte des serbischen Landes. Auf einem weiten, lichten Platz im Walde waren viele hundert Männer versammelt, fast Alle in schmucker nationaler Tracht, den Stab des Hirten oder des Dorfschulzen und Dorfrichters in der Hand. Die angesehensten aber waren die gewaffneten Anführer, Männer von Vermögen und Güterbesitz, stolze Woiwoden, welche wie feudale Ritter über ihre Bezirke herrschten.

Sie Alle waren hier zum Kriegsrath beisammen. Ein oberster Anführer, ein Feldherr, sollte unter ihnen gewählt werden, um planmäßig im Krieg gegen die Türken zu verfahren und das errungene Gebiet zu behaupten. Als geeignetsten Mann nannte der alte Dorfrichter Theodosi den Georg Petrowitsch.

An Siegen über die Türken übertraf ihn keiner der Genossen. Seine wilde Tapferkeit hatte Schrecken beim Feinde verbreitet, reiche Beute war ihm in dessen eroberten Lagern zu gefallen. Kara Georg, den schwarzen Georg, nannten ihn die Türken wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe, und darnach die Serben „Czerny Georg“ in ihrer Sprache. Nach Jahr und Tag war er aus Desterreich in seine Heimath zurückgeflohen und zu seiner Mutter und seinen Geschwistern im Rudnikgebirge gegangen, um bei ihnen als Haiduck zu leben, als ein Bandit im eigenen Kriege gegen die türkische Herrschaft.

Und aus dem verwegenen Haiducken, der allen Verfolgungen zu entrinnen wußte, war dann der Kriegermann und Held geworden, als der Aufstand ausgebrochen war. Czerny Georg, Sohn des Petroni, sollte nun der oberste Führer der Serben werden.

Da murrten wohl Einzelne in Eifersucht oder in Verdamnung der That, die auf dem schwarzen Georg ruhte, aber die Meisten hielten ihn, wie Theodosi, für den rechten Mann im Felde.

Er selbst sagte zu Allen laut und wie seine Wahl zurückweisend: „Kennt ihr mich nicht, wie Jähzorn mich ungeschickt macht? Beim Himmel, ich kann nicht viel reden und reden hören, sondern nur befehlen und Gehorsam heischen. Ich sehe mit Blut in den Augen, wenn man mir widerspricht. Den brächte ich um, der meinem Willen trozt. So bin ich, ihr wißt es!“

„Befehle!“ erwiderte ihm der alte Theodosi. „Das wollen wir, und wir gehorchen. Für die Befreiung des Vaterlandes ist es geboten. Im Kriege gelte Dein Wort. Du bist es, den wir brauchen.“

Niemand mochte dem entgegenprechen. Der schwarze Georg wurde daher zum Feldherrn der Serben erhoben.

Die Mutter und die Geschwister hatte er längst wieder in das Familienhaus in der Topolasklucht gebracht, es mit seinen Leuten ausgehauet und mit den Steinen aus dem nahen Gebirg vergrößert, fest wie eine Burg ummauert. Nun sollte es das Weib aufnehmen, das er zur Ehe sich bestimmt. Es war Theodosi's Tochter Liubiza, schön und jugendfrisch.

Als er, nach einem Besuch bei Theodosi, mit diesem im Gespräch aus dem Dorfe und dann auf einsamer Landstraße schritt, brachte er seine Werbung an. Sie setzte den Alten in große Verlegenheit.

„Du kommst zu spät, Georg,“ sagte er. „Ich habe sie schon Milosch Obrenowitsch versprochen.“

Dieser war einer der jungen Woiwoden von Brusnizza, dessen Beistand Georg manchmal an blutigen Tagen den Sieg verdankte. Jetzt, als er Theodosi's Erklärung vernahm, flammte der Haß gegen diesen Nebenbuhler im Felde wie im Werben um Liubiza auf. Den Ersteren hatte er schon mit Neid und Eifersucht angesehen, dem Freier schwur er im auffchießenden Zorn Verderben.

„So nimm Dein Wort zurück,“ verlangte er gebieterisch von Liubiza's Vater.

Der schüttelte ruhig sein weißhaariges Haupt und entgegnete in vorwurfsvollem Tone: „Nein, so etwas sollst Du nicht denken.“

„Ich befehle es Dir, Kmet Theodosi.“

„Dein Befehl ist Wind, der um meine Stirne weht.“

Georg erfaßte der Jähzorn. „Das sagst Du mir?“ schrie er dem Alten zu. „Bin ich nicht so gut wie Milosch Obrenowitsch?“

„Nein — Du weißt es.“

„Bin ich nicht so tapfer wie er, bin ich nicht der Erste der Woiwoden?“

„Der Erste im Felde — sonst nirgends.“

„Und wenn ich Dir sage, daß ich Deine Tochter liebe?“

„Auch Milosch liebt sie, und sie ihn.“

Wild schnellte Georg auf. Die Adern auf seiner Stirne schwellen an, die Augen glühten wie die eines Panthers. Er packte den Arm Theodosi's.

„Ha, sagtest Du vorher nicht, daß ich nicht so gut sei, wie Milosch? Steh' mir Rede, Kmet.“

„Wenn Du es hören willst — Du bist ein Vaternörder!“

Georg taumelte zurück. Dann bligte es auf aus seiner Pistole, und Theodosi brach vor ihm lautlos zusammen.

Ein paar Weiber auf dem Felde hatten den Schuß gehört und eilten herzu. Beim Anblick ihres todten Dorfsältesten und seines Mörders, der bewegungslos dabei stand, erhoben sie ein Klagegeschrei und liefen zum Dorfe. Georg rückte und rührte sich nicht. Er sah dann die aufgeregten Menschen vom Dorfe her in Häufen auf sich zukommen, Weiber, Kinder, ein paar alte, gebrechliche Männer, welche nicht hatten mit in's Feld ziehen können, ihnen Allen voran Theodosi's Frau und Tochter mit Geberden der Verzweiflung und des Jammers.

Er blieb stehen, wo er war; es sollte nicht scheinen, daß er fliehe oder sich fürchte. Die Pistole steckte er gelassen in den Gurt zurück.

Die Menge umringte ihn scheu; Theodosi's Frau und Tochter warfen sich über den Leichnam. Liubiza weinte und schluchzte. Ihre Mutter aber richtete ihr Haupt auf und mit von Schmerz und Grimm verzerrten Mienen hielt sie ihr bleiches Gesicht dem Woiwoden zugewandt.

„Fluch Dir!“ schleuderte sie ihm zu und ballte die Faust gegen ihn. „Einen zweiten Vaternöcher hast Du begangen, Wolf in Menschengestalt, Ungeheuer! Einen Greis, wie Deinen Vater einst, erschlugst Du und hast seine Frau zur Wittwe und seine Kinder zu Waisen gemacht. Fluch Dir in Ewigkeit! Dein ganzes Geschlecht sei der Hölle verfallen.“

Der schwarze Georg wandte sein verdüstertes Auge auf die knieende, schluchzende Liubiza. „Warum,“ sagte er zu ihr, „gab er Dich mir nicht zur Frau, wie ich ihn bat?“

Entsetzt streckte das Mädchen beide Arme gegen ihn aus, als stoße sie ihn von sich. „Vaternöcher!“ rang es sich aus ihrer Brust.

Da kehrte er sich schweigend ab und ging, die Menge in einer Art Betäubung zurücklassend. Er ging mit ruhigen Schritten, als sei sein Gewissen ohne Last. —

Als Milosch Obrenowitsch erfuhr, was sich Schreckliches ereignet hatte, holte er seine Braut und ihre Familie zu seinem Vater nach Brusnizza. Todfeindschaft herrschte in diesen beiden Familien gegen den Mörder Theodosi's. Vor einer blutigen Rache scheute zwar Milosch zurück; aber er suchte fortan jede Begegnung mit Georg zu vermeiden. Im Kriege gegen die Türken führte Milosch seine Mannschaften einem Gebiete zu, wo der Heerhaufen des schwarzen Georg nicht hinkam.

Dieser seinerseits schien sich um Milosch nicht zu kümmern, ihm den Krieg auf eigene Hand zu überlassen. Er wüthete ohne ihn gegen die Türken, wie um in den Kämpfen mit ihnen seine ruchbar gewordene Mordthat an Theodosi vergessen zu machen. Immer war er im Felde, unermüdlich griff er die Feinde an, und in einer furchtbaren dreitägigen Schlacht bei Mischar brachte er mit seinem fünfzehntausend Mann starken Heere den mehr als doppelt so zahlreichen Türken eine so entscheidende Niederlage bei, daß ihre Macht in Serbien gebrochen war.

Seine Serben feierten ihn wie einen Gott. Auf schönem arabischem Roß, das er erbeutet in der Schlacht, prächtig mit türkischem Schmuck geziert, er selbst in kurzem, pelzverbrämtem Rock, in blauen, weiten Hosen, eine schwarze Lammfellmütze auf dem Haupte, den eroberten Damaszener zur Linken hängend — so ritt er daher inmitten seiner Gefolgschaft, eine gewaltige Gestalt mit einer Raubvogelnase im dunkeln, zigeunerhaft braunen Gesicht.

Als die Türken nicht mehr im Stande waren, ein Heer gegen ihn zu stellen, da ruhte er sich manche Woche zu Hause in der Topolasklucht aus. Statt Liubiza hatte er ein anderes Weib genommen; Jene war die Frau des Milosch geworden und lebte in Brusnizza glücklich mit ihm; das Weib, das Georg geheirathet hatte, war die Tochter eines seiner Unteranführer. Oft ging es festlich her im Hause, beim Mahl

mit den Waffenbrüdern, die auf Besuch gekommen waren. Im Kreise saßen sie dann, und in großen Rannen ging der herbe serbische Wein und der Raki, der Zwetschenschnaps, von Mund zu Mund; Gefänge ertönten dabei auf des schwarzen Georg Ruhm und Sieg. Er war thatsfächlich der Herrscher im Lande.

Dann fingen die Russen Krieg mit den Türken an und gingen mit Georg ein Bündniß ein, gaben ihm Ehren und Orden. Er sah sich auf der Höhe seiner Macht und Herrlichkeit: das ehrgeizig erstrebte Ziel, anerkannter Fürst von Serbien zu werden, glaubte er schon mit Händen greifen zu können.

Aber die Russen schlossen 1812 allein ihren Frieden mit den Türken, und diese, mit ihren kriegsfertigen neuen Heeren, beschloßen die Wiedereroberung Serbiens. Alle Männer des Landes, die Waffen tragen konnten, rief Georg in dieser neuen Noth ins Feld. Aber das Glück schien die Serben jetzt verlassen zu haben. Eine Niederlage folgte der anderen. Der schwarze Georg selbst wurde bedenklich. Er vergrub heimlich die aufgesammelten Schätze aus vieler Beute in Türkenlagern und Paschazekten im nahen Wald; Weib und Kinder aber ließ er über die Save nach Oesterreich schaffen.

Dann ritt er, begleitet von seiner Leibschaar, nach dem Thal der Morawa, wo Milosch bereits im Kampfe mit den Türken stand. Er wollte ihm den Befehl nehmen, er wollte ihn tödten, wenn er sich ihm widersetze, oder, wenn er weiche, ihn aus Serbien als Hochverräter verweisen. Denn er wußte, daß Milosch an der Spitze einer Verschwörung stand, welche seine Despotenmacht brechen wollte. Seine Feinde im Lande zu vernichten, das trieb ihn mehr an zu diesem Ritt, als die Türken noch einmal zu schlagen.

Auf der Brücke über die Morawa, die er überschreiten mußte, trat ihm ein altes, hageres Weib entgegen und hielt ihn auf mit drohenden Geberden. Einer Irren gleich rollte sie die blitzenden Augen und stieß ingrimmige Worte gegen ihn aus.

„Ja, schwarzer Georg! Erfüllen wird sich nun Dein Schicksal! Dein Blut wird fließen, Dein Haupt unter den Türkenfäbelen fallen. Geh' in Dein Verderben, Verdammter!“

Georg hatte sogleich Theodosi's Wittve erkannt. Ihr Anblick und ihre Rede flösten ihm Entsetzen ein. Er spornte wild sein Roß.

„Theodosi folgt Dir, Vatermörder!“ vernahm er noch, ehe er über die Brücke sprengte.

Bald hörte und sah er unten im Thal das Kampfgewühl zwischen Serben und Türken. Er jagte durch die letzten Reihen seiner Kriegersleute, ohne anzuhalten; sein Gefolge blieb mehr und mehr zurück.

„Gerny! Gerny Georg!“ tönte es ihm jubelnd zu.

Er aber flog vorüber, bleichen Gesichts und starren Auges.

„Vatermörder!“ hörte er immer hinter sich. Gespenster sah er und sie heßten ihn weiter. Der alte Petroni, der alte Theodosi tauchte vor seinen verwirrten Sinnen auf, das furchtbare Weib, das ihn verflucht hatte. Der Grenze strebte er zu. Flüchtig, als Verräther an seiner Sache, an seinem Heere ging er über die Donau, als ein Gebrochener freiwillig und schmachlich in die Verbannung. —

Die Schlacht an der Morawa ging für die Serben verloren. Wie tapfer Milosch auch noch weiter versuchte, das Schicksal seines Volkes zum Besseren zu wenden, er vermochte es nicht. Vor der feindlichen Uebermacht legte er schließlich die Waffen nieder. Serbien war wieder dem Sultan unterworfen, in Belgrad herrschte wieder sein Großwesir, die meisten der Serbenführer verließen das Vaterland in Furcht vor der Rache der Türken.

Milosch Obrenowitsch dagegen blieb im Lande und wartete in seinem Wohnort Brusnizza ab, was geschehen werde, gefaßt auf das Schlimmste. Der neue Großwesir Soliman in Belgrad wünschte aber Versöhnung der wieder unterworfenen Serben. Edelherzig gebot er deshalb den Seinen, sich aller Rache- und Gewaltthaten gegen die friedlich sich zeigenden Bewohner des Landes zu enthalten. Hochsinnig würdigte er Milosch' Tapferkeit, ließ ihn zu sich nach Belgrad kommen, empfing ihn als Freund und ernannte ihn zum Obertnesen von Rudnik.

Klug verstand Milosch seine Stellung zu erhöhen, mit den Türken zum Besten der Serben zu verhandeln, diese mit neuen Hoffnungen auf die Zukunft zu erfüllen. Und als die Türken bald ihre alte Willkür ausübten, da, am Palmsonntag 1815, rief er kampfmuthig die Serben zu neuem Aufstand auf, und Alle folgten ihm voller Vertrauen und Begeisterung. Nach einem fünftägigen Kampf bei Boscharewaz nahe der Donau siegte Milosch. Das ganze Heer des dort kämpfenden Pascha's umstellte er und konnte es vernichten. Berechnend aber zeigte er sich edelmuthig und ließ es mit kriegerischen Ehren abziehen.

Da ritt der Pascha zu ihm und sagte: „Glück sei mit Dir, Milosch! Mähe, wie Du angefangen hast; doch gib Acht, daß die Ernte nicht vom Regen leide!“

Milosch verstand den Sinn dieser Worte wohl. Sie sprachen ihm den Dank des Pascha und den Lohn für seine Handlungsweise aus. In der That kam es dann zu Friedensunterhandlungen, und der Großwesir war entgegenkommend. Er verschaffte sich einen German vom Sultan, der den Serben eine selbstständigere Verwaltung unter von ihnen gewählten Knesen gewährte, und Milosch als Oberknes bestätigte. In Belgrad wurde dieser Friede feierlich geschlossen.

Das war ein Weihnachtsgeschenk für die Serben, und niemals wurde das Weihnachtsfest von ihnen so froh begangen, wie diesmal. Milosch war der gefeiertste Mann. Er hatte verstanden, einen ersten, verbrieften Friedensvertrag mit dem Türken abzuschließen, der Bürgschaften für Serbien gab.

Nur die alte Wittve Theodosi's war immer verdüstert. Kein Lächeln erhellte ihre Mienen. Sie konnte den Mord ihres Gatten nicht vergessen und über den Mörder nicht ruhig werden, den noch kein Strafgericht ereilt hatte.

Der Winter ging vorüber und der Sommer kam. Da, eines Junitages, sandte der Pascha aus Belgrad einen Boten mit einem Schreiben an Milosch, dessen Inhalt war, daß Kara Georg sich wie ein Dieb in's Land geschlichen habe, daß dies dem Pascha von Soldaten verrathen worden sei, bei denen der Flüchtling auf seiner Schleichwanderung Unterkunft und Nahrung verlangt hatte.

„Was wirst Du thun, Knes?“ hieß es dann in dem Briefe. „Denke daran, was ich Dir einst warnend gesagt, daß der Regen Dir nicht Deine Ernte verderbe. Ich schicke Leute aus, den alten Räuber einzufangen, todt oder lebendig. Der Großherr hat längst seinen Kopf verlangt. Zehntausend Dukaten werden dafür bezahlt.“

Der schwarze Georg in Serbien! Wohl eine Nachricht, die Milosch in Unruhe versetzen mußte. Aber Scherge der Türken werden, auf Georg für sie Jagd machen, ihn ausliefern, wenn er ihn fing, zehntausend Dukaten dafür nehmen? Nein, das war nicht Milosch' Sache! Verhaßt, verachtet würde ihn eine solche That für immer bei den Serben gemacht haben. Dies bedachte er wohl.

Aber die Thore seines Hofes ließ er verammeln und Wachen stellte er auf, wie wenn Krieg wäre. —

Eines der Häuser, die vereinzelt und zerstreut in der hoch in den Klosterwald sich ziehenden Schlucht von Topola standen und wo Georg Petrowitsch sein verödetes Gehöft hatte, gehörte dem Hirten Wuiža. Einsam, ohne Weib und Kind, lebte er in seinem Häuschen. Als einer aus der Gefolgschaft Georg's hatte er die Kämpfe unter ihm mitgemacht, schwere Wunden davongetragen, seinen wilden Woiwoden auch auf dem letzten Ritt nach dem Schlachtfeld an der Morawa begleitet.

Dunkle Nacht lag schon über dem Wald und der Topolaschlucht, als Wuiža, am Licht eines brennenden Kienastes seine Sichel schärfend, an das kleine Fenster im hinteren Theil seines Hauses klopfen hörte. Ueberrascht öffnete er das Fenster und fragte, wer da sei.

„Bist Du es, Wuiža?“ antwortete eine rauhe tiefe Stimme.

Er erkannte sie sogleich und erschraf. „Du, Georg?“

„Bist Du allein?“

„Ja. Ganz allein.“

„So öffne Deine Hausthür.“

Wuiža ging nach dem vorderen Raum des Hauses, in dem er wohnte, und öffnete die stark verriegelte Thür, die nach außen führte. Schnell huschte eine mächtige Gestalt in Hirtenkleidung, eine Mütze bis in's Gesicht gezogen, die Bunda um die Schultern, herein. Ein falscher Bart machte Georg völlig unkenntlich.

Die Waffengenossen grüßten sich. Wuiža schloß die Thür wieder, Georg warf sich auf ein großes Bündel Heu, das auf dem Boden lag. „Todmüde bin ich,“ sagte er erschöpft. „Gib mir Essen, Wuiža, und Raki. Dann laß mich schlafen in Deinem Haus.“

Wuiža nickte nur, holte Brod, geräuchertes Ziegenfleisch und die Flasche mit Schnaps. In großem Zuge trank Georg zuerst daraus, dann als er heißhungrig. Seinen Bart und seine Mütze nahm er ab, seinen wollenen Mantel ließ er fallen; in seinem Gurt steckten zwei große Pistolen und ein Dolchmesser.

„Was willst Du hier, Czerny Georg?“ fragte ihn endlich sein Kampfesbruder von früher.

„Kannst Du es Dir nicht denken, Wuiža? Hier steht mein Haus. Morgen werde ich es wieder öffnen. Morgen werde ich wieder Czerny Georg sein, der alte und erste der Woiwoden von Serbien. Ich werde euch, meine ehemaligen Genossen, rufen, und es wird sein wie früher, als ich Herr im Lande war.“

Wuiža schüttelte sein graues Haupt. „Es wird nicht sein wie früher, Georg,“ sagte er mit ruhiger Bestimmtheit. „Milosch Obrenowitsch ist der Oberknes.“

„Ein Türkenfreund! Nieder mit ihm!“

Die Augen Georg's blitzten bei diesen Worten in unheimlichem Feuer. Er trank wieder einen großen Zug aus der Rakiflasche.

„Ruhe und Frieden und Ordnung ist im Lande,“ entgegnete Wuiža vorwurfsvoll.

„Knechtschaft ist unter dem Türken! O ihr Serben, seid ihr nicht geworden wie Schafe, welche die Wölfe um sich nicht sehen? Ich werde euch befreien, noch einmal, ich werde wieder der große Held sein. Ich habe ein Recht an Serbien, ich habe es befreit, ich will es regieren, wenn der Türke wieder hinausgejagt ist.“

Von Neuem schüttelte der Hirt sein Haupt. „Warum gingst Du aus dem Lande?“ fragte er. „Rede nicht davon, Wuiža,“ fuhr ihn sein Gast herrlich an. „Du warst dabei, als die alte Theodosi auf der Morawabrücke mir begegnete. Es ist eine Wila, eine Heze. Sie hat mich damals herüßt.“

„Geflucht hat sie Dir, dem Vatermörder, und weil Du ihren Mann erschlugst.“

Georg starrte schweigend vor sich hin.

„Ich will schlafen,“ sagte er dann, zog die

Bunda über sich, indem er auf dem Heu sich ausstreckte, und schnell fiel er in schweren Schlaf.

Wuizka betrachtete ihn lange. Er suchte sein Lager nicht auf, er blieb wie ein Wächter bei seinem Gast sitzen. Grübelnd hockte er da eine Stunde und noch eine Stunde. Neben ihm auf dem Boden war die kurze, schwere Sichel, die er vorher geschliffen.

Wuizka stand auf und nahm die Sichel in die rechte Hand. Ein furchtbarer Hieb fiel auf den Nacken des Schlafenden. Das Haupt desselben war vom Rumpfe getrennt. Am Haar hob Wuizka den Kopf des Getödteten empor und sah auf das Gesicht desselben, in dem die Augen geschlossen geblieben waren.

„Zu des Vaterlandes Besten erschlug ich Dich, Georg,“ sprach er gelassen; „einst erschlugst

Du Deinen Vater, um ihn vor Schmach zu bewahren. Deinen Kopf soll der Türke erhalten, der Dich geachtet hat. Deinen Leib werde ich in serbischer Erde, hier, wo Du gewohnt und als Fürst gehaust hast, begraben, oben im Kloster von Topola.“

Einige Zeit darnach sah man in Konstantinopel ein Haupt öffentlich ausgestellt und darunter stand geschrieben:

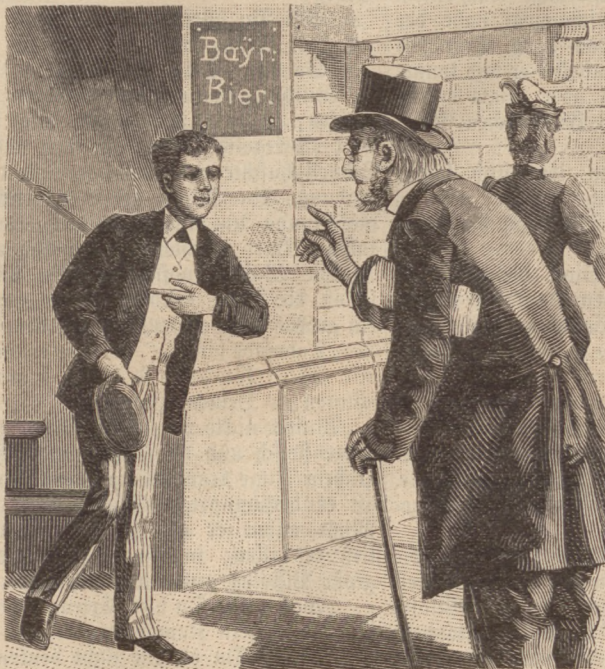
„Kopf des berühmten serbischen Räuberhauptmanns Kara Georg.“

Als die Kunde von dem, was mit ihm im Hause Wuizka's geschehen, durch den Pascha in Belgrad an Milosch gelangte, fühlte sich dieser wie von einem Alp befreit. Er gab die Thore seines Hauses sogleich wieder frei und zog die Wachen ein. Die Wittve des alten Theodosi

aber hob die Hände gen Himmel zum Dank, daß er sein Strafgericht an dem Mörder endlich geübt.

Am 6. November 1817 wurde Milosch Obrenowitsch zum Fürsten von Serbien ausgerufen und von der Pforte als solcher anerkannt. Aber da er nicht Allen nach Wunsch und Gefallen regierte, wurde er 1839 zur Abdankung gezwungen und Alexander Karageorgiewitsch, der Sohn des schwarzen Georg, trat an seine Stelle. In seinem achtzigsten Lebensjahre wurde Milosch nochmals auf den Thron zurückgerufen, und seitdem regiert die Familie Obrenowitsch in Serbien, deren jüngster Sprosse der jetzige König Alexander I. ist.

Humoristisches.



Verknappet.

Professor (sieht einen seiner Schüler in's Wirthshaus treten): Aber, Riegel, wissen Sie denn nicht, daß Schülern der Besuch des Wirthshauses verboten ist?

Schüler (verwirrt): Ich besuche nie ein Wirthshaus, Herr Professor, ich wollte mir nur den Schirm holen, den ich gestern hier stehen ließ.



Schrecklich.

Denk! Dir, eben kommt mein Bruder in's Wohnzimmer, das Gesicht bleich wie die Wand, das Hemd voll Blutstücken . . .

— Großer Gott, er war überfallen worden?

— Das nicht; aber er hatte sich zum ersten Mal selbst rasirt!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine seltsame Sitte. — Bei der Krönung eines englischen Königs oder einer Königin besteht noch heute die eigenthümliche Sitte, daß, während der neue Souverän bei Tafel sitzt, ein gepanzerter Ritter mit herabgelassenem Visir hoch zu Roß erscheint und durch einen Herold ausrufen läßt, daß, wenn Jemand den Anspruch des neuen Königs oder der Königin auf die Krone anfechte, derselbe sich melden solle. Er, des Königs Kämpe, sei bereit, das gute Recht der Majestät im Zweikampfe zu vertreten. Dabei wirft er seinen Handschuh hin. Nachdem er dies gethan, wird ihm als Belohnung vom neuen Souverän ein goldener Pokal voll edlen Weines gesandt. Letzteren trinkt er aus, den Pokal aber behält er als Ehrensold. [C. R.]

Scherzhafte Kritik. — Goethe sah einmal die Schauspielerin Jagemann die Iphigenie spielen. Die Künstlerin hatte am vorhergehenden Abend einen Ball besucht, hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, und so war ihre Darstellung in der That eine höchst mangelhafte.

„Was sagen Sie zu dieser Iphigenie?“ fragte ihn ein Freund.

„Wenn sie lebenslänglich in Weimar engagirt wäre,“ versetzte Goethe, „so würde ich ihr nur ihren Namen zurufen: ‚die Jagemann!‘ (die Jage man).“

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösung des Buchstaben-Räthfels: „Er und Sie“ in Nr. 7:

Zuerst ist der Aß vorzunehmen, auf dem die zwei Spahen sitzen und bei dessen erstem (unterstem) Zweige, also bei H, zu beginnen, von hier geht es aufsteigend fort, indem alle an diesem Aße sitzenden Zweige abgelesen werden und zwar: HARTE. In gleicher Weise der zweite Aß behandelt, erhält man das Wort: ZEITEN.

Arithmoglyph.

- 1, 8, 7, 8, 3, 9 ein berühmter Maler.
- 2, 8, 1, 7, 3 ein Musikinstrument.
- 3, 6, 4, 5, 8, 9 eine Stadt in Frankreich.
- 4, 1, 3, 5, 3 ein weiblicher Vorname.
- 5, 4, 10, 10, 8 ein Kurort.
- 6, 1, 3, 9, 9, 3, 1 ein deutscher Maler.
- 7, 1, 8, 5, 10 ein männlicher Vorname.
- 8, 5, 4, 9, 4, 5 ein chemischer Farbstoff.
- 9, 8, 5, 10, 3 eine Waffe.
- 10, 3, 1, 9, 4, 5, 3 eine Person aus einer Mozart'schen Oper.
- 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 ein bayrischer Regierungsbezirk.

[Paul Klein.]

Auflösung folgt in Nr. 9.

Scherz-Räthsel.

Nimmst meinem Ganzen ein Drittel du, Bleibst dir ein Ahtel, nun rathe zu! [Emil Root.]

Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösungen von Nr. 7:

des Ergänzungs-Räthfels: 1. Danae, 2. Elektra, 3. Iphigenia, 4. Minerva, 5. Veranda, 6. Daniel, 7. Elmina, 8. Rajade, 9. Delila, 10. Labater, 11. Termini, 12. Niobe, 13. Velljar, 14. Sardine, 15. Nebada; der dreißigbüigen Charade: Hufe-land.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.